

Tessiner Herbstsonntag

Autor(en): **Weber, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **27 (1933)**

Heft 19

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

unabsehbare Menschenmenge vor seinem Haus in Washington. Wilson trat auf den Balkon hinaus und zeigte sich dem Volke. Noch einmal redete er zu ihm vom Frieden und vom Völkerbund. Da brach ein ungeheurer Jubel aus. Er zeigte ihm, daß seine Arbeit doch nicht vergeblich gewesen war. Er hatte ein Samenkorn gelegt. Es wird wachsen und dereinst Früchte bringen.

Am 3. Februar 1924 hauchte Wilson seine Seele aus. Der Leib war tot, aber sein Werk wird leben.

Heute lächelt man über den Völkerbund. Es ist ja wahr, er hat den Völkerfrieden nicht gebracht und Kriege nicht verhindern können. Aber man muß gerecht sein. Gar langsam geht es mit der Verwirklichung guter Gedanken. Da muß man nicht mit Jahren rechnen, sondern mit Jahrhunderten und mit Jahrtausenden. Hat nicht Christus schon vor 1900 Jahren gesagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst?“ Wir arbeiten daran; aber wie weit sind wir noch entfernt von der Erfüllung dieses Gebotes? So kann man vom Völkerbund nicht verlangen, daß er plötzlich den Frieden herstellen kann. Das ist unmöglich. Er ist nur ein Anfang. Man muß Geduld und Vertrauen haben.

Früchte sind die besten Flaschen.

Viele Arbeiter ziehen heute noch mit Bierflaschen zu den Arbeitsplätzen. Auch gibt es noch viele Ausflügler, die in den Rucksack Flaschen mit allerlei Flüssigkeiten einpacken. Nun ist es klar, daß man Flüssigkeiten nicht im Rucksack versorgen kann wie Brot und Käse. Man braucht Flaschen dazu. Eine gewöhnliche Flasche wiegt etwa 700 Gramm. Der Inhalt ist ungefähr gleich schwer. Um 7 Deziliter Bier herumzutragen, braucht es also 700 Gramm Packmaterial.

Nun gibt es aber bedeutend bessere Flüssigkeitsbehälter. Das sind die Früchte, Äpfel und Birnen. Diese enthalten etwa 84% Wasser. Das Trockene an der Frucht (Rinde, Kernhaus, Fasern) ist das Packmaterial. Es beträgt also nicht einmal einen Fünftel.

Es ist also viel vorteilhafter, Früchte in den Rucksack zu packen und nicht die schweren Flaschen, mit allerlei guten, oft aber auch schädlichen Getränken. Man muß viel weniger Packmaterial mitschleppen.

Dazu kommt noch folgendes: Ist eine Bier-

flasche leer getrunken, so bleibt die Flasche übrig. Ich muß sie wieder nach Hause tragen. Beim Obst aber ist das Material, in dem die Flüssigkeit eingehüllt war, eßbar.

Und noch mehr! Wenn ich aus der Flasche trinke, so verkleinert sich das Gewicht der Packung nicht. Beim Obst aber verringert sich mit dem Verbrauch auch das Packungsgewicht. Die Bierflasche kann ferner brechen. Dann ist die Flüssigkeit verloren. Bricht ein Apfel, so rinnt die Flüssigkeit nicht aus. Und doch sind die Wandungen desselben viel zarter gebaut als die Flaschenwand.

Ist eine Frucht nicht etwas Wunderbares? Ist sie für den Durst nicht viel besser als Bier und Wein? Ist sie nicht auch billiger als jedes Getränk? Sind wir Menschen nicht Tröpfe, daß wir sie so wenig schätzen? Also Früchte in den Rucksack und nicht die schweren unbequemen Flaschen!

Zur Unterhaltung

Tessiner Herbstsonntag.

Es ist Sonntag heute. Wir steigen durch den brennenden Nachmittag zum Dörfchen hinan. An winzigen Ackerlein und Weinbergen vorbei, unter traubenschweren Rebbläuben hindurch, zwischen Erika und Ginsterbüschen klettert der Pfad in Windungen den Hang hinauf.

Tief unten liegt weit und feierlich der See. In den Feigenbäumen hängen honigbraun, aufgequollen die süßen Früchte. Kastanien fallen leise raschelnd von den Ästen. Trauben harren schwer und saftgefüllt der Ernte. Die Maiskolben auf den entblätterten Stengeln sind schon hart anzufühlen. Man spürt des Sommers letztes heißes Atmen.

Unversehens liegt ein Dörfchen vor uns. Ein schmales Gäßchen nimmt uns auf. Es ist eine kleine fremde Welt für sich. Winkel, Gäßchen und Gänge. Aus den Öffnungen der Häuser dringen allerlei Gerüche. Die Mauern und Steinbeläge strömen wohlige Kühlung aus. Hier blinkt ein Kupfertessel aus einer Türöffnung. Dort siehst du ein Feuer auf offenem Herde und den rauchgeschwärzten Kochtopf darüber.

Wir stehen vor einem kleinen Hofe. Ein Oleanderbusch brennt über einer Gartenmauer. Goldbraune Maiskolben hängen im Schatten eines Bogenganges. Eine Rebe klettert über

das altersschwache Holzwerk einer Laube. Darüber lächelt ein Stücklein so blauer Himmel, wie ihn nur der Süden hat. Hühner pludern sich an der Sonne. Vier Buben hocken im Eingang und spielen „Mora“. Je zwei knien einander gegenüber und strecken sich mit ungestümen Bewegungen ihre braunen Bubenhände entgegen. „Cinque (5)! Cinque! Tre (3)! Tre! Sette (7)! Tre! Nove (9)!“ So tönt es durch den Hof. Sie sind ganz erfüllt vom Spiel, und ihre Augen blitzen vor Aufregung. Ein helles Lachen ist das Zeichen, daß zwei erraten und gewonnen haben. Immer hitziger wird das Spiel und wilder werden die Bewegungen. Plötzlich wälzt sich ein Knäuel von schwarzen Bubenschöpfen, glühenden Gesichtern und strampelnden Armen und Beinen auf den Steinplatten. Hühner stieben gackernd davon. Da schallt ein Warnruf. Schon ist das Kleeblatt verschwunden; der Hof liegt wieder still und leer; aus einem Stalle tönt Ziegenmeckern.

Ein Zug kommt heran und füllt die graue, öde Gasse mit einem heitern Farbenspiel. Unter einem Torbogen tauchen Kirchenfahnen auf. Man hört ein Summen, und ein Lusthauch bringt den Duft von Kerzen und Weihrauch. Eine Prozession zieht durch das Dorf.

Eine Madonna schwebt über dem Zug. Fast das ganze Dorf folgt ihr. Da ist der Sindaco (Gemeindepräsident) mit dem ernstesten Gesicht. Dort trotzelt sogar der blöde Jppolito mit dem riesigen Kropf und den Triefäuglein im stoppelhärtigen Antlitz.

Die Frauen tragen alle flackernde Kerzen; es folgen junge Mädchen und ernste Männer. Diesen ist der Sonntag eine süße Erholung. Leichtes geht es heute als am Werktag mit dem schweren Tragkorb die steinigen Wege hinauf und hinunter.

Nach Emil Weber.

Sieben auf einen Streich.

Es war einmal ein Schneiderlein. Das saß auf seinem Tische mit unterschlagenen Beinen und mochte nicht arbeiten. Die Sonne schien gar prächtig durchs Fenster, und Fliegen summten um seinen Kopf, wie wenn der ein Honigtopf gewesen wäre. Unergerlich über das Gesumme, klatzte sich das Schneiderlein auf die Glaze und ermischte so in seinem Zorn gleich sieben auf einen Streich. So steht es geschrieben in einem Märchen. Nun will ich euch aber eine wahre Geschichte erzählen, wo es auch: Sieben

auf einen Streich gab. Ich bin zwar kein Schneiderlein. Aber auch einem Anstaltsvater kann ja allerlei passieren. In meinem ersten Anstaltsjahr hatten wir im Haus noch kein Gas, kein elektrisches Licht, kein Telephon, ja nicht einmal fließendes Wasser. Alles Wasser mußte am Brunnen geholt werden. Eine Badstube hatten wir damals auch noch nicht. Ich mußte meine Buben in der Waschküche waschen. Da war ein großes Waschkessi. In dem machte man das Wasser heiß. Da war auch eine Badwanne, und dabei stand eine Bank. Darauf mußten sich die Knaben an- und ausziehen. Zuerst wurde bei der Baderei die Wanne mit Wasser gefüllt. Wenn die Wanne halb voll war, füllte ich vom Wasserkessi her mit einer Schapfe das heiße Wasser nach, bis das Badwasser die richtige Wärme hatte. Nun war wieder einmal die große Baderei an einem Samstag Nachmittag in der engen Waschküche. Eben hob ich den Deckel ab vom Waschkessi. Eine mächtige Dampf Wolke erfüllte den Raum. Oben auf der Bank standen meine Buben und rüsteten sich zur Baderei. Die einen waren am Anziehen, die andern am Abziehen. Da gab's plötzlich einen Krach. Ein Geschrei! Durch den Nebeldampf sah ich gerade noch, wie die Bank vornüber stürzte und im nächsten Augenblick schon spritzte es aus der Badwanne hoch auf bis zur Decke. Sieben Buben purzelten mir da auf einmal in die Wanne hinein. Ei, war das ein Gezappel! Köpfe, Arme, Beine, Hände, Fäuste und Leiber im wilden Durcheinander! Mir ging's fast wie dem Petrus beim großen Fischzug. Nur konnte ich nicht alle gleich in einem Netze herausziehen. Ich packte an, wo's Not tat. Bald hatte ich den Menschenknäuel wieder entwirrt. Alle Sieben konnten glücklich gerettet werden aus diesem unfreiwilligen Sturzbad. Nun gab's ein großes Gelächter und frische, trockene Wäsche dazu. Wie war das Unglück geschehen? Ganz einfach: Ein Bankbein war morsch geworden und gebrochen und so hatte die Bank das Uebergewicht bekommen und mir alle sieben Buben auf einmal ins Bad hinein geworfen. So konnten wir auch sagen wie das tapfere Schneiderlein: Sieben auf einen Streich. Aber froh bin ich doch, daß wir nun seit Jahren eine geräumige Badstube haben mit Hähnen für Kalt- und Warmwasser. Ich möchte doch nicht mehr ein solches Sturzbad erleben.

-mm-